

MARITTA TKALEC

# GESCHICHTE BERLINS



# IN 60 OBJEKTEN

BeBra Verlag



**EINLEITUNG** 6

**FEUER, EIS  
UND SUMPF** 16

Der Elch vom Hansaplatz	18
Das Schamanen-Geweih von Biesdorf	22
Die Düppeler Kanne	26
Das Gründungsdokument	30
Die Grabplatte des Conrad von Beelitz	34
Der Grabstein des Jona ben Dan in Spandau	38
Der Berliner Roland	42
Die Bank aus der Gerichtslaube	46
Das Sühnekreuz	50



**AUFSTIEG ZUR  
RESIDENZSTADT** 54

Das Gewand des Pestarztes	56
Der Totentanz	60
Die Glocke vom Dom	64
Der Neidkopf	68
Die Kuppelfigur vom Französischen Dom	72
Die Fanggabel	76
Die Staatskarosse Nummer 1	80
Schadows Prinzessinnengruppe	84
Der Pferdekopf mit Schuss	88



## REFORM, REVOLUTION, RASANZ 92

Das Herz des Fürsten von Hardenberg	94
Humboldts Paranus	98
Die preußische Hundemarke	102
Die Granitschale im Lustgarten	106
Die Gaslaterne	110
Die Litfaßsäule	114
Die Ewige Lampe aus der Neuen Synagoge	118
Die Beuth von Borsig	122
Der Rote Rathenower	126
Der Kaffenkahn	130
Die Barttasse	134
Das Bioskop	138
Der Berliner Dino	142
Der Schatz des Priamos	146
Die Büchse von der Rohrpostanlage	150



## GRÖSSENRAUSCH UND AUFBRUCHSTIMMUNG 154

Der Sauerbruch-Arm	156
Das Ehrengrab von Adolf Wermuth	160
Der Frommser	164
Die Gelddruckplatten für die 10.000er-Banknote	168



## DIE HAUPTSTADT DES VERBRECHENS 172

Das Braunhemd	174
Der Judenstern	178
Die Z1	182
Die Haken von Plötzensee	186

## AUFERSTEHEN AUS RUINEN 190

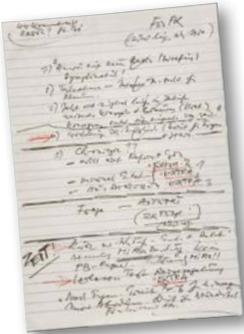
Das Schild der Bersarinstraße 95–99	192
Gail Halvorsens Fallschirmchen	196
Die Schuhe der Trümmerfrau	200
Das SED-Parteiabzeichen	204
Der Marmor von der Mohrenstraße	208





## HÜBEN UND DRÜBEN 212

Die Mauser	214
Stalins Ohr und Bart	218
Die Goldene Hausnummer	222
Das Amphicar	226
Der Dönerspieß	230
Das SED-Parteibuch des Karl-Heinz Kurras	234
Der Sintenis-Bär	238



## AUFBRUCH INS OFFENE 242

Schabowskis Zettel	244
Die Gläserne Blume	248
Die Amtskette des Oberbürgermeisters	252
Die Tresortür vom „Tresor“	256
Lenins Kopf und Berlins Erbe	260
Die Nofretete-Büste	264
Das Lastenrad	268

Bildnachweis / Impressum	272
--------------------------	-----

# EINE SEHNSÜCHTIGE SUCHE NACH DER SEELE BERLINS

**Am Anfang stand die große Erschütterung** einer ahnungslosen Berlinerin. Als solche hatte ich, eine Zugezogene, mich nach dreißig Jahren Leben in Friedrichshagen, Biesdorf-Nord, Friedrichshain und Kreuzberg tatsächlich gesehen – zehn Jahre Ost, zwanzig Jahre Ossi. An einem Wintertag im Jahr 2010 besuchte ich im Ephraim-Palais, dem zauberhaften, in den 1980er-Jahren am Rand des Nikolaierviertels wiederhergestellten Rokoko-Bau, die Ausstellung *Berlins vergessene Mitte. Stadtkern 1840–2010*. Mich traf der Schlag. Es ging um Berlins Gründungsort, also jenen Quadratkilometer, von dem aus sich die Stadt über fast 800 Jahre vom Fernhändlerlager in einem Sumpfgelände zur Metropole entwickelt hatte. Andere Städte lieben und bewahren ihr historisches Zentrum, hegen und pflegen es. Dorthin zieht es Menschen aus den Wohnquartieren zum Leute-Treffen, Bummeln, Schauen, Verweilen: in Cafés und Läden, in Galerien mit schönen Dingen, auf gepflegte Plätze mit Grün, Skulpturen und Denkmälern.

Berlin hingegen hat seine bauliche und seelische Mitte in mehreren Vernichtungswellen seinem Aufstieg zur modernen Millionenstadt geopfert. Das hatte ich an jenem Nachmittag im historischen Crashkurs gelernt.

Noch schlimmer wurde es, als ich vor die Tür des Ephraim-Palais trat und das eben noch aus Bildern und Texten Erfahrene mit der Wucht der Wirklichkeit vor mir lag: der Molkenmarkt, der älteste Handelsplatz und einst Herzstück der Stadt mit Menschen, Marktständen, Münzprägestätte und Mühlenhofmeierei, der Zorn'schen Apotheke, dem Jüdenhof, Wirtshäusern und, wie die jüngsten archäologischen Ausgrabungen ergaben, der wahrscheinlich ältesten befestigten Straße Berlins – einem sechs Meter breiten, raffiniert konstruierten Bohlenweg vom Mühlendamm Richtung Stralauer Tor.

Jetzt stand mir das ganze Elend vor Augen: Asphaltwüste, Hunderte Autos, Lärm, ein für Menschen nicht nur ungemütlicher, sondern abweisender, hässli-



Mittelalterlicher Bohlendamm  
aus dem 13. Jahrhundert,  
freigelegt bei Ausgrabungen  
am Molkenmarkt 2022.

cher, gefährlicher Ort. Berlin hatte die Wiege seiner selbst, den Spreübergang, zur Tabula rasa gemacht, zur Zone materieller und mentaler Verödung. Warum hatte ich das bis dahin nicht wahrgenommen?

So begann ein Eintauchen in die Berliner Geschichte, und die Begeisterung am Entdecken wuchs. Bald erschien mir jeder Gang durch die Stadt als historischer Parcours: Die schwungvolle Kurve der S-Bahn vom Alexanderplatz zum Hackeschen Markt stand nun nicht mehr nur als Abfolge gemauerter Viaduktbögen da, sondern als Markierung für den Verlauf der nach dem Dreißigjährigen Krieg errichteten Bollwerke und Gräben der Festung Berlin. Namen wie Wallstraße erhielten Sinn und Zusammenhang. In der Hirtenstraße, die heute neben dem Haus des Berliner Verlags verläuft, lebten die Hirten, die vor den Stadtmauern das Vieh der Berliner Bürger hüteten.

Jetzt bewunderte ich beim Blick nach unten die genial angelegten Bürgersteige Berlins: in der Mitte die schweren, großen Platten aus Granit, Schweinebäuche genannt, weil ihre Unterseiten sich wie Hänggebäude ins Sandbett fläzen und stabil an Ort und Stelle bleiben. Drumherum erlauben leicht verlegbare Kalksteine, der Bernburger Roggen, einfachen Zugang zu unterirdisch verlaufenden Versorgungsleitungen. Der Blick nach oben nahm nun die Vielfalt der historischen Straßenbeleuchtung wahr – von der Schinkelleuchte bis zum Bischofsstab. Die Stadt wurde lesbar, Straße um Straße, Platz um Platz. Ein Riesenvergnügen im Alltag.



Gut zu erkennen am Straßenpflaster des Gendarmenmarkts: Schweinebauchplatten und Bernburger Roggen. Rechts ein prächtiger Gaslaternenkandelaber

Das private Interesse bekam 2015 eine berufliche Dimension, als die *Berliner Zeitung* eine wöchentliche Seite Stadtgeschichte einrichtete, mit mir als zuständiger Redakteurin. Bei den Recherchen zu Artikeln (inzwischen etwa 400) über historische Ereignisse tauchten immer wieder Objekte auf, für die in den journalistischen Texten kein Platz blieb. Dabei erzählen diese Gegenstände doch so anschaulich, wie die Berliner ihr Gemeinwesen gestalteten, die Stadt wachsen ließen – und wieder einrissen. Als dann Dirk Palm, Verleger des BeBra Verlages (damals Elsengold), fragte, ob ich nicht Lust hätte, in einem Band solche Objekte zum Reden zu bringen, nahm das Buchprojekt seinen Lauf. Fast fünf Jahre hat die Arbeit gedauert.

Das Ergebnis halten Sie, liebe Leserinnen und Leser, nun in den Händen. 60 Berliner Geschichten, die ihren Ausgangspunkt in jeweils einem Objekt einer bestimmten Epoche finden – von der Eiszeit bis zur Jetztzeit. Die acht Abschnitte lassen sich nur ausnahmsweise mit Jahreszahlen für Beginn und Ende markieren. Den Leitfaden bilden eher Prozesse, Kernereignisse der jeweiligen Epoche und die damit verbundenen Brüche. Die ersten Abschnitte umfassen lange Zeiträume – die Geschichte der Stadt begann ja recht gemächlich. Die nach den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Fremdherrschaft 1813 einsetzende Beschleunigung spiegelt sich in der Aufteilung in immer kürzere Zeitabschnitte, vor allem im rasenden 20. Jahrhundert.

Mit 60 Objekten die Geschichte Berlins auch nur annähernd vollständig oder ausgewogen zu erzählen – dieser Anspruch besteht nicht. Aber der auf einzelne Objekte gerichtete Blick lässt Facetten hervortreten, die in einer als strikte Ereignisfolge aufgebauten oder von einer starken These getragenen Stadtgeschichte verschwinden.

Auch wenn die 60 Objekte einer chronologischen Ordnung folgen, so steht doch jeder Text für sich. Man greife nach Lust und Laune heraus. Sie kommen demnächst am Gendarmenmarkt vorbei? Dann wäre der Text über das aus Kriegstrümmern geborgene Gesicht der Kuppelstatue zu empfehlen – und Sie werden garantiert ganz anders zu der goldenen Figur auf dem Französischen Dom aufblicken und dem Glockenspiel lauschen, wenn „Üb' immer Treu' und Redlichkeit ...“ über den Platz klingt. Oder Sie lesen vor dem nächsten Kinobesuch die Geschichte vom Bioskop, der Erfindung des gewitzten und geschäftstüchtigen Berliner Max Skladanowsky, der die Bilder das Laufen lehrte.

Warum ausgerechnet 60 Objekte? Es ließe sich anführen, dass die Zeit, das Maß für geschichtliche Abläufe, in Sechzigereinheiten gemessen wird: 60 Sekunden in der Minute, 60 Minuten in der Stunde. Etwa 5000 Jahre alt ist das von den Babyloniern perfektionierte, auf der 60 basierende Rechenverfahren, das Sexagesimalsystem. Aber so babylonisch-magisch verhält es sich nicht: 60 Texte ergeben einfach ein üppiges Lesebuch in einem Band, der von Umfang und Gewicht noch gut zu handhaben ist.

Gleichwohl stecken einige Texte voller Magie. Auch das gibt es im eher rationalistisch verfassten Berlin – sei es wegen der Urtümlichkeit mancher Objekte wie im Fall des Schamanen-Geweihs von Biesdorf, des Grabsteins des Rabbiners Jona ben Dan in Spandau oder der Aura der geheimnisvollen Figuren des Berliner Totentanzes im Dialog mit dem Tod, die sich in der Kirche St. Marien auf wundersame Weise erhalten haben. Manchmal ergänzen Legenden die Fakten. Auch Legenden enthalten Spuren realer Geschehnisse, wenn auch in fantasievoll ausgeschmückter Form – wie in der Geschichte vom Neidkopf aus dem in den 1960er-Jahren fast vollständig abgerissenen Heiligeistviertel, eines von ehemals vier Vierteln Alt-Berlins.

Noch eine Prise Mythos gefällig? Kann es Zufall gewesen sein, dass die 500 Jahre alte Glocke vom Berliner Dom, die einst den Pilgern der Wunderblutkirche zu Wilsnack erklang, ausgerechnet beim Totengeläut für die letzte deutsche Kaiserin, Auguste Viktoria, im Juni 1921 zersprang? Diese Fügung entzieht sich jeder Beweisführung. Anderes ist leichter zu greifen: Schon auf den zweiten Blick erweist sich das Klischee von der sittenstrengen, von Untertanengeist und Militarismus getragenen wilhelminischen Kaiserzeit als absurd eindimensional. Etwa 900 Etablissements „mit allgemeiner Tanzerlaubnis“ lockten vor dem Ersten Weltkrieg zu Vergnügungen. Das wissenschaftliche, kulturelle und Geistesleben blühte, der – kolonial verzerrte – Blick in die Welt und auf deren Bewohner weitete sich, und die Leute sandten per Rohrpost einander Nachrichten im Blitztempo. Wie das funktionierte, lesen Sie im Text über die Rohrpostbüchse von 1900.

Heute erlebt man Berlin als dysfunktional. Viele als städtischer Standard erwartbare Leistungen werden mangelhaft erbracht. So viel allgegenwärtigen Schmutz haben sich bürgerliche Zeitalter nicht zugemutet. Wie lässt sich die Verwahrlosung erklären? Lieben die Berliner ihre Stadt nicht?

Mancher Grund für die emotionale Entfremdung der Bewohner von ihrem Gemeinwesen findet sich in der jüngeren Geschichte. Nach dem Sturz der Monarchie 1918 und erst recht nach den vom nationalsozialistischen Berlin ausgehenden Menschheitsverbrechen wandte sich die Gesellschaft verstockt von der eigenen Vergangenheit ab. Sie akzeptierte die Beseitigung historischer Gebäude und Stadtgrundrisse und richtete alle Sinne, gelegentlich obsessiv, auf die helle Zukunft: die autogerechte Stadt, den massenhaften, ästhetisch auf Minimalniveau gedimmten sozialen Wohnungsbau.

Seit Jahrzehnten toben Kämpfe um die Neugestaltung der Brachen in der Alten Mitte zwischen Rotem Rathaus und Marienkirche, auf dem Gelände des Heiligeistviertels (heute Marx-Engels-Forum) und des Molkenmarkts. Sie schließen an alte Auseinandersetzungen an, die ihren Ausgang beim Straßendurchbruch für die ab 1885 angelegte Kaiser-Wilhelm-Straße (heute Karl-Liebknecht-Straße) nahmen und sich 1935 mit dem Abriss des mittelalterlichen Quartiers am Krögel fortsetzten. Zur selben Zeit reiften die Pläne für die Welthauptstadt Germania, doch es gab keine diskussionsfähige Zivilgesellschaft mehr. In der von alliierten Bomben



Das kriegszerstörte  
Heiliggeistviertel 1959

und sowjetischer Artillerie geformten Trümmerlandschaft von 1945 fanden Städteplaner ideale Voraussetzungen für die auf der Tabula rasa basierenden Utopie von der Neuen Stadt. Der Kollektivplan von Stadtbaurat Hans Scharoun sah 1946 genau eine solche vor. Wer die Entwürfe anschaut, den erfasst das Grauen.

So brutal kam es nicht, im Schrumpfformat lassen sich die gebauten Ideen im Hansaviertel besichtigen. Der Sprengung des Schlosses und dem Abriss der Bauakademie folgte die Entstickung reich verzierter Gründerzeitfassaden. Nach 1990 entlud sich der politisch getriebene Wunsch nach Tilgung ikonischer Bauten der untergegangenen DDR im Abriss des Palasts der Republik oder des Ahornblatts, um zwei der Wichtigsten zu nennen.

Jeder Wechsel der Herrschaftsform war seit 1918 mit einem Bilder- und Denkmal-Kehraus verbunden: So verschwanden die alten Fürsten, Feldherren und Gottesmänner aus der Puppenallee im Tiergarten und im nächsten Schub der monumentale Lenin vom Leninplatz. Dessen Kopf und seinen fürstlichen Nachbarn in der derzeitigen Altvorderen-Ablage in der Spandauer Zitadelle widmet sich einer der Texte.

All das betraf das gebaute, das steinerne Berlin; aber darin spiegeln sich die teils krassen Brüche, die die Einwohner der Stadt zu ertragen und zu bewältigen hatten. Das begann im 15. Jahrhundert mit dem Einzug der Hohenzollern, als Kurfürst Friedrich II. (genannt Eisenzahn) die Macht der selbstständigen, reichen Berliner Patrizier brach, die Hanse-Mitgliedschaft der Stadt beendete und den Sprachwandel vom ursprünglich Niederdeutschen zum Neu-Berlinischen vollzog. Bald hatten die aus dem Fränkischen und Sächsischen zugezogenen Höflinge das Sagen – auch im buchstäblich-sprachlichen Sinn. Mit den Preußischen Reformen Anfang des 19. Jahrhunderts gingen Feudalherrschaft und Leibeigenschaft zu Ende und das Zeitalter des Bürgertums und der Proletarier zog herauf. Die Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 machte Berlin zur Reichshauptstadt. Die Novemberrevolution 1918/19, die Gründung von Groß-Berlin 1920, die Hyperinflation von 1923 stülpten abermals die Verhältnisse um – bis 1933 der verheerendste Bruch



Beim Abriss des Ahornblatts auf der Fischerinsel im Jahr 2000 stieß man auf historische Hausfundamente.

folgte, dessen Konsequenzen, Krieg, Kalter Krieg, Spaltung, noch immer nicht überwunden sind, auch wenn die Wiedervereinigung die schlimmsten Wunden geschlossen hat.

Gravierende Änderungen lassen sich auch an der Bevölkerungsentwicklung ablesen: Den menschlichen Verlusten im Dreißigjährigen Krieg folgte ein rasanter Zuwachs: die Ansiedlung der Hugenotten, die Rückkehr der Juden, der Massenzug der Landbevölkerung. Wer war da ein „echter Berliner“? So ist es bis heute; nur die Hälfte der Stadtbewohner ist hier geboren. Migration bereichert die Stadt ohne Zweifel, aber eine Bürgerschaft mit ausgeprägtem Sinn für die Stadtgeschichte entstand so nicht.

Gleichwohl rauschte mit politischen Konjunkturen immer mal der Rückgriff aufs Historische nach oben. Als die deutsche Nation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach konstituierenden Elementen und die neue Reichshauptstadt nach innerem Halt strebten, blühte für ein paar Jahrzehnte das Geschichtsbewusstsein. Auch die Berliner Bürger suchten nach gemeinsamem historischem Grund – und schufen das Märkische Museum. Dort findet sich nicht zufällig ein großer Teil der hier betrachteten Objekte.

Zugleich begann die junge Nation umgehend mit der Abgrenzung im Inneren: Schon die national-revolutionären Demokraten von 1812 und 1848 pflegten ihren neuen Antisemitismus. Und der gewann in den folgenden Jahrzehnten an Stärke. Mit dem im Holocaust kulminierenden Judenhass beraubte sich Berlin eines zentralen Teils seiner künstlerischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Elite. Bis heute leidet die Stadt, in der einst ein Drittel aller deutschen Juden lebte, unter dem Verlust.

Mit schweren Einbußen ging es nach dem Zweiten Weltkrieg weiter, als ein erheblicher Teil des Bürgertums mitsamt seiner Finanz- und Innovationskraft gen Westen zog. Aus dem Ostteil flohen diejenigen, die nicht im Sozialismus leben wollten; den Westteil verließen vor allem die Wirtschafts- und Technikeliten. Einstige Industrie-Weltriesen wie Siemens oder die AEG verlegten ihre Zentralen nach Westdeutschland. Kaum waren die einen weg, füllte sich West-Berlin mit Wehrdienstflüchtigen und anderen Menschen mit weniger ausgeprägtem Arbeitsethos auf der Suche nach einem Platz zur Selbstverwirklichung. Im Osten versammelten sich derweil treue Diener von Staat und Partei aus den Bezirken der Republik, darunter auffällig viele Sachsen.

Einen Schwall von Geschichtsfolklore bekamen beide Stadthälften 1987 ab, als Ost wie West das 750. Stadtjubiläum zelebrierten. Die Feiern bezogen sich auf die erste urkundliche Erwähnung Cöllns von 1237. Die Siedlung Cölln lag Berlin gegenüber am anderen Spreeufer, beide schlossen sich später zusammen. Diesem Dokument steht ein Ehrenplatz in der Reihe der Objekte zu. Das Datum hatten schon die Nationalsozialisten 1937 für ihre Propaganda entdeckt und bei dieser Gelegenheit im vermeintlich Germanischen gegründet. Fünfzig Jahre später nutz-

te man im Osten die Kraft der Geschichte als Identitätsstifterin für die sozialistische Hauptstadt der DDR. Der historische Festzug fuhr viel Volkskultur auf. Auch die Wappen kamen wieder zu Ehren, und für den Oberbürgermeister gab es eine opulente Amtskette. Deren Geschichte von der Herstellung zum Verschwinden und Wiederauftauchen können Sie jetzt nachlesen.

Andere Objekte aus den Jahrzehnten der Spaltung berichten, wie die Menschen in Ost und West mit den Zumutungen des Kalten Krieges, der Berlin-Blockade (West) oder der Stalinisierung (Ost) zurechtkamen – bis schließlich die Mauer fiel und die viel besungene Zeit der Anarchie beginnen konnte. Über die Rolle eines bekritzeltten Notizzettels in der Hand des SED-Politbüro-Mitglieds Günter Schabowski kursieren viele Anekdoten, die sich teils recht weit vom realen Geschehen entfernen. In diesem Buch erfahren Sie aus authentischen Quellen, was es mit Schabowskis Aussetzer wirklich auf sich hatte.

An die Lust des Anfangs erinnert die tonnenschwere Tür vom Club Tresor. Für die inzwischen nach Millionen zählenden nicht „urdeutschen“ Berlinerinnen und Berliner steht die dreieinhalbttausend Jahre alte Nofretete – unbestreitbar die Schönste von allen. Wird sie auf der Museumsinsel bleiben? Wer weiß das schon.

Neuberliner kommen täglich an, viele werden Langzeitnutzer der Stadt. Mehr als 200 000 Menschen mit türkischen Wurzeln leben in Berlin, etwa ebenso viele Russischsprechende und geschätzt hunderttausend vor dem russischen Krieg aus der Ukraine Geflohene. Slawische Sprachen, Arabisch, Englisch, Spanisch und so fort bilden das Konzert der Fahrgäste im öffentlichen Verkehr. Seit die Westalliierten abgezogen sind, ist Berlin deutlich osteuropäischer und südlicher geworden.

Wie werden die Neuberliner vom Entstehen der Stadt erfahren? Mit Blick auf sie wurden viele Objekte für dieses Buch ausgewählt. Das jeweilige Objekt wird hin- und hergewendet, beschrieben, eingeordnet. Das Vor- und Nachleben mancher Objekte entfaltet sich über Jahrhunderte – man betrachte nur die lange Bank aus der Gerichtslaube. Ein mehr als 750 Jahre altes Stück – das älteste Sitzmöbel Deutschlands! –, auf dem Berliner Ratsherren des Mittelalters saßen, ebenso wie Delinquenten und Hochzeitsgesellschaften, bis es zur Glücksbank in einem Berliner Kleingarten wurde. Diese Bank hat die gesamte Berliner Geschichte ausgehalten! Es gibt auch Stücke mit ungewissem Schicksal. Wie lange wird die populäre Gläserne Blume, geschaffen 1975/76 für den Palast der Republik, noch in einem Depot des Deutschen Historischen Museums vor sich hin rotten?

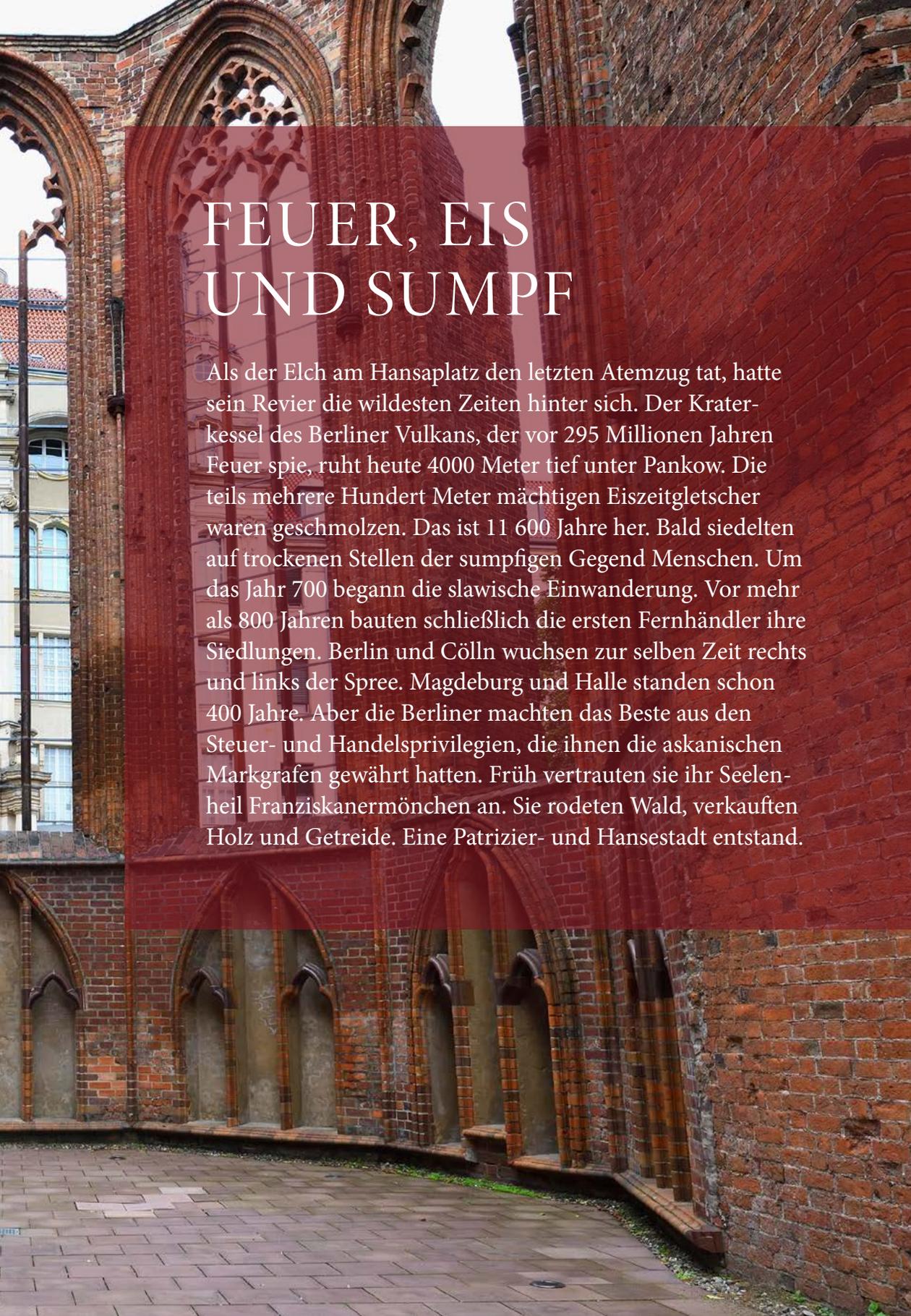
Im besten Fall macht das Buch Lust auf mehr Berlin-Geschichte. Es gibt so viele kluge Bücher und gute Museen. Die Stadt verzichtet leider seit etwa sieben Jahren darauf, die eigene Geschichte wissenschaftlich wenigstens mit einem akademischen Lehrstuhl zu bedenken. Immerhin haben herausragende Archäologen in den vergangenen dreißig Jahren beeindruckende Objekte zutage gefördert, man denke nur an die Ausgrabungen rund um die ehemalige Petri-Kirche und das neue Wissen über die ersten Cöllner und Berliner, die Gründer der Stadt.

Dass sich Berlin seine Geschichte sparen könne, war immer ein Irrtum. Natürlich. Vielleicht ein lokaler Reflex auf den nach 1990 modischen Trugschluss vom Ende der Geschichte. Aber Geschichte wird weiterhin gemacht. Auch in Berlin. Deshalb symbolisiert das Berliner Lastenrad als Objekt eine vom Klimawandel bestimmte Zukunft. Die Stadt steht vor gewaltigen Veränderungen. Wieder einmal. Wie wird der Umbau zur hitze- und dürreresistenten Metropole mit vier Millionen, nicht ganz einfachen Einwohnern aussehen? Wird es gelingen, unter diesen Umständen die historische Mitte neu und angemessen zu gestalten? Geschichtsbewusst, menschlich und bitte auch ein bisschen schön. Damit wir unsere Stadt lieben können.



Menschen aus beiden Teilen Berlins  
nach der Öffnung auf der Berliner Mauer





# FEUER, EIS UND SUMPF

Als der Elch am Hansaplatz den letzten Atemzug tat, hatte sein Revier die wildesten Zeiten hinter sich. Der Kraterkessel des Berliner Vulkans, der vor 295 Millionen Jahren Feuer spie, ruht heute 4000 Meter tief unter Pankow. Die teils mehrere Hundert Meter mächtigen Eiszeitgletscher waren geschmolzen. Das ist 11 600 Jahre her. Bald siedelten auf trockenen Stellen der sumpfigen Gegend Menschen. Um das Jahr 700 begann die slawische Einwanderung. Vor mehr als 800 Jahren bauten schließlich die ersten Fernhändler ihre Siedlungen. Berlin und Cölln wuchsen zur selben Zeit rechts und links der Spree. Magdeburg und Halle standen schon 400 Jahre. Aber die Berliner machten das Beste aus den Steuer- und Handelsprivilegien, die ihnen die askanischen Markgrafen gewährt hatten. Früh vertrauten sie ihr Seelenheil Franziskanermönchen an. Sie rodeten Wald, verkauften Holz und Getreide. Eine Patrizier- und Hansestadt entstand.

Ein sehr alter Bekannter

# DER ELCH VOM HANSAPLATZ





**Spitzes Maul, imponierender Kopfschmuck, starker Hals.**

Lange Beine über geradezu zierlichen Hufen tragen einen schlanken Körper. Als überaus elegantes Wesen tritt der Breitstirnelch dem modernen Menschen gegenüber. Ein Supermodel aus der ausgehenden Eiszeit. Seine menschlichen Zeitgenossen streiften als Jäger und Sammler im Berliner Raum umher.

Von jenen altsteinzeitlichen Menschen existiert kein auch nur annähernd so eindrucksvoller Fund wie der des vollständig erhaltenen Skeletts des riesigen Elches. Seine Entdeckung am

16. Mai 1956 begeistert die Forscher

bis heute: Beim Bau der U-Bahn zwischen Turmstraße und Hansaplatz stießen Arbeiter

in sieben Metern Tiefe auf Tierknochen. Die herbeigerufenen Archäologen legten Stück für Stück das komplette Prachtexemplar frei und bargen es. Ein Zoologe und ein Tierpräparator setzten es zusammen. Da zeigten sich die wahren Maße dieses Breitstirnelchs, lateinisch *Alces latifrons*: Das kapitale Schaufelgeweih misst 1,50 Meter Spannweite und wiegt etwa 20 Kilo. Allein der Körper dieses Exemplars weist 2,70 Meter Länge auf, die Risthöhe beträgt 1,90 Meter. Die Körpermasse der Tiere dieser ausgestorbenen Art übertraf die der mächtigsten modernen Elche, die heute in Alaska vorkommen.

Dieser eindrucksvolle Typ darf gewissermaßen als erster leibhaftig präsenter Bewohner unserer Region mit amtlicher Adresse gelten: der Elch vom Hansaplatz. Von dort zog er mehrfach um – erst ins Museum für Vor- und Frühgeschichte in Charlottenburg, dann nahm er Residenz im Heimatmuseum Tiergarten und wohnt heute hochnobel im Steinzeitsaal des Museums für Vor- und Frühgeschichte mit Anschrift Neues Museum, Bodestraße 1–3.

Für die Besucher gehört er zu den Stars der Ausstellung, gibt er doch Kunde davon, wie es sich vor etwa 13 000 Jahren in der Berliner Gegend lebte. Eine

Radiokohlenstoffdatierung nach der C14-Methode im Leibniz-Labor der Kieler Universität ergab, dass das Tier um 10 300 vor unserer Zeitrechnung umherzog. Es verendete offensichtlich auf natürliche Weise – im damals sehr wasserreichen Berlin-Warschauer Urstromtal, das die abschmelzenden Gletscher der Weichsel-eiszeit hinterlassen hatten. Versank er im Morast der weiten Spree-Aue? Hatten eiszeitliche Jäger den unerfahrenen Jungbullen in eine missliche Lage gebracht? Oder ein Höhlenlöwe wie jener, der zwischen 10 000 und 12 000 vor unserer Zeit lebte und dessen Schädel man, ebenfalls beim U-Bahnbau, in den 1930er-Jahren auf dem Alexanderplatz fand? Oder ein Bär? Knochen von Vorfahren des späteren Berliner Wappentieres entdeckte man in einer Rixdorfer Kiesgrube. Jedenfalls starb der Elch ohne nachweisbare Verletzung.

In der Umgebung der Elchknochen fanden sich auch solche von Pferden, Rothirschen und Rentieren, die offenbar ebenfalls an dieser Stelle Futter gesucht hatten. Für den weichen Untergrund, der etwa 12 000 Jahre später namensstiftend für Berlin werden sollte – slawisch „brlo“ bedeutet trockene Stelle im Sumpf –, war der Breitstirnelch gut ausgestattet: Mit breit aufsetzenden, stark gespreizten Zehenknochen konnte der Paarhufer über feuchten Boden – Sümpfe und Moore –, aber auch durch tiefen Schnee laufen, ohne einzusinken. Ansonsten bewegte er sich in den lichten Wäldern, die sich um 12 000 vor unserer Zeit in der weiten offenen nacheiszeitlichen Tundralandschaft ausgebreitet hatten – ein für die Riesenelche idealer Lebensraum.

Der Elch vom Hansaplatz war ganz eindeutig Vegetarier, seine Paläodiät enthielt neben jungen Baumtrieben, Knospen und natriumreichen Wasserpflanzen viel frisches Laub, was weit mehr Proteine und Mineralien enthält als Gras. Die damals vordringende Birke wird wohl ein beliebter Futterlieferant gewesen sein; Birkenblätter mögen auch heutige Elche sehr gerne.

Unser früher Tiergartenbewohner lebte in einer klimatisch unruhigen Zeit: Eigentlich waren die Temperaturen seit dem Rückzug der Gletscher einige Jahrtausende lang gestiegen, doch in den knapp tausend Jahren zwischen 10 730 und 9700 vor unserer Zeit ereignete sich ein folgenreicher Rückschlag durch rasche und erhebliche Abkühlung. Als Zeugin dieses Klimawandels fand sich ganz in der Nähe des Elchskelettes auch der Panzer einer Sumpfschildkröte. Eine erstaunliche Nachbarin, denn sie mag es eigentlich feuchtwarm. Einen solchen Lebensraum muss es am Fundort also in unmittelbarer zeitlicher Nähe gegeben haben.

Tatsächlich haben Untersuchungen von Eisbohrkernen in Grönland markante Klimaveränderungen um 11 700 vor unserer Zeit ergeben. Binnen kurzer Zeit waren demnach die Temperaturen geradezu nach oben geschossen. Die für die Tundra typischen Pflanzen – Flechten, Kräuter, Gräser und Büsche – verschwanden und damit die Nahrungsgrundlage für das Rentier. Diese Population schrumpfte in der besonders gründlich untersuchten Region in Südschweden dramatisch. Dafür breitete sich die Sumpfschildkröte ausgehend von ihren Eiszeit-Refugien

in der Balkan-Region aus. Bis der neuerliche Temperatursturz ihr das nördliche Leben verleidete. Dieses Schicksal erlitten auch die Berliner Vertreter ihrer Art. Heute liegt die einstige Nachbarin vom Hansaplatz dem Elch wieder ganz nah im Museum.

Für die umherstreifenden Menschen jener Zeit muss der Elch, ähnlich wie Pferd, Hirsch und Rentier, eine großartige Beute gewesen sein. Mit seiner schweren Last auf dem Kopf, für die er extrastarke Muskelsätze an den Halswirbeln ausgebildet hatte, war er sicherlich nicht der flinkste Läufer, also für die mittlerweile mit Pfeil samt Steinspitze und Bogen ausgerüsteten Männer und sicherlich auch Frauen durchaus jagdbar. Sie durften mit einem Beutegewicht von mindestens tausend Kilogramm rechnen: bestes Fleisch, gut verwertbares Leder und Fell für die Herstellung strapazierfähiger Kleidung, für den Lager- und Zeltbau. Dazu jede Menge feste und doch einfach zu bearbeitende Knochen sowie Geweihmaterial als Grundlage für Werkzeuge, Waffen, Kunst oder rituelle Gegenstände.

Wie die Forschung ergab, waren es Jäger und Sammler der Ahrensburger Kultur, die das heutige Berliner Stadtgebiet als ihr Terrain nutzten. Zur Lebenszeit unseres Riesenelches hatten sie Formen der stärkeren Kooperation verlangenden Treibjagd entwickelt, statt reine, dem Tier folgende Pirschjagd zu betreiben. Die nun benutzte Waffe Pfeil und Bogen ermöglichte Jagderfolge aus bis zu 50 Metern Distanz, 20 Meter mehr als mit der zuvor perfektionierten Technik der Speerschleuder. Der urzeitliche Wurfspieß maximal 15 Meter.

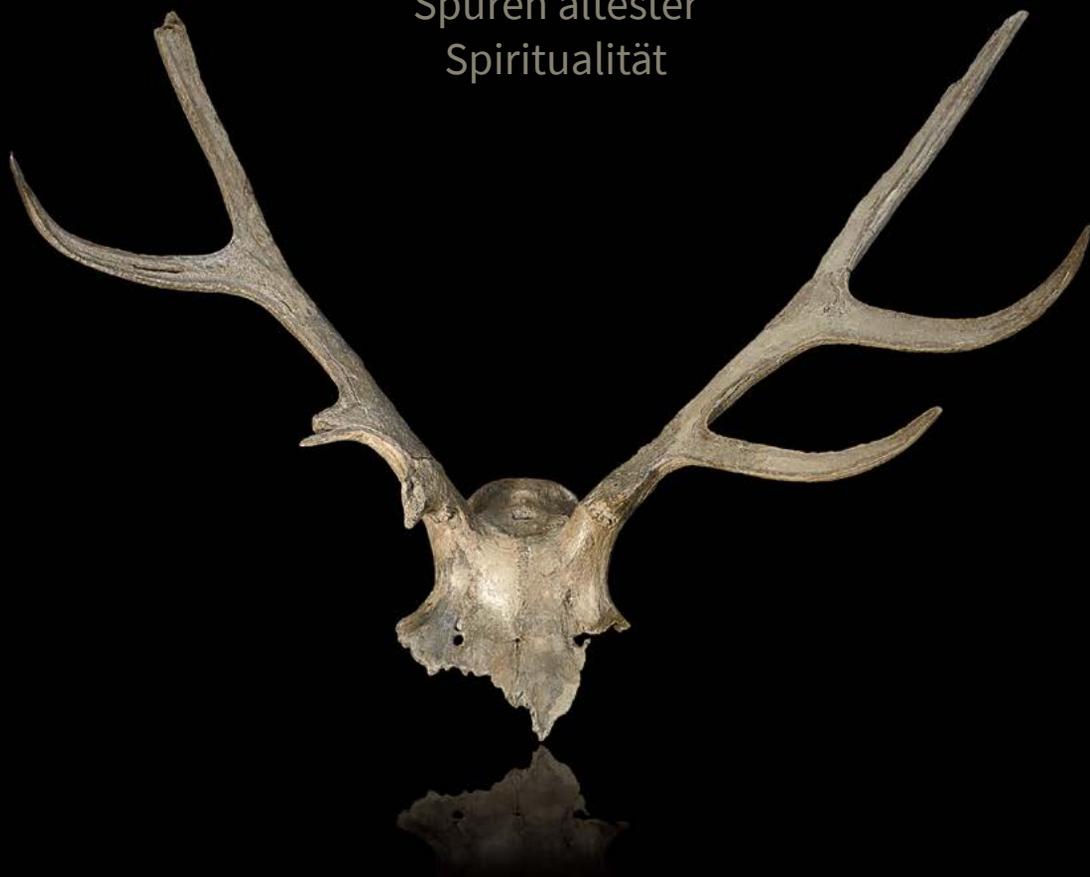
Solche Waffen nutzten Menschen bereits sehr früh. Die bisher ältesten vollständig erhaltenen Jagdwaffen der Welt aus der Zeit des Homo heidelbergensis entdeckten Archäologen zwischen 1994 und 1998 in einem Braunkohletagebau bei Schöningen in Niedersachsen, also für mobile Menschen, die gut zu Fuß sind, von Berlin aus erreichbar. Datierungsverfahren ergaben ein Alter von etwa 300 000 Jahren. In der Nähe der Jagdwaffen lagen Knochen von Pferden, die Schnitt- und Zerlegungsspuren aufweisen – Zeugnisse eines deftigen Mahles.

Der Breitstirnelch starb aus, so wie lange, lange vor ihm der Homo heidelbergensis und das Eiszeittier schlechthin – das Mammut. Klimaveränderungen spielten eine Rolle. Doch der jagende Homo sapiens trat seit seinem Auftauchen in der Geschichte als Haupttäter auf. Schon in der Frühphase seiner Ausbreitung über die Erde rottete er viele Arten aus, zuerst die Großsäuger, solche wie Alces latifrons. Die Kolonisierung jungfräulicher Gebiete durch den modernen Menschen sei der beherrschende Faktor des Aussterbens gewesen, bilanzierten 2014 dänische Forscher eine Kontinente und Jahrtausende übergreifende Großstudie.

Die Betrachtung des Breitstirnelches vom Hansaplatz führt in eine Zeit, da aufeinanderfolgende Klimawandel ganz ohne Zutun des Menschen immer wieder neue, teils dramatische Veränderungen der Lebensumstände bewirkten. Man sieht: Der Wandel kann schneller, heftiger und unberechenbarer kommen als der Schmalstirn-mensch im selbst erzeugten Treibhaus des Anthropozäns erwartet.

DAS  
SCHAMANEN-  
GEWEIH  
VON BIESDORF

Spuren ältester  
Spiritualität



**Eine ältere Spur** von einem spirituell tätigen Menschen im Berliner Raum gibt es nicht als das zur Kopfmaske hergerichtete Geweih eines drei bis vier Jahre alten Rothirsches. Vor etwa 11 000 Jahren wurde der Aufsatz von geschickten Händen nach einem wohl bedachten Plan bearbeitet. Kein Zweifel besteht, dass das sorgsam gefertigte Artefakt nicht als schlichter Alltagsgegenstand zum Einsatz kam, sondern höheren Zwecken diente. Gefunden wurde das Geweih zufällig im Jahr 1953 bei Schachtarbeiten in der Biesdorfer Heesestraße in 5,50 Metern Tiefe im kalkhaltigen Faulschlamm einer ehemaligen Seesenke nahe dem heutigen Wuhlelauf.

Ein Ur-Biesdorfer, Mann oder Frau, hat die ausgewachsenen Geweihstangen der Länge nach aufgespalten und die obere Schicht abgetrennt, sodass das poröse, schwammartig aussehende Innere, Spongium genannt, zutage trat. So reduzierte er oder sie das ursprüngliche Gewicht der Knochensubstanz von 1700 Gramm auf 1090 Gramm – ein klarer Vorteil, wenn man solch ein ausladendes Objekt erheben und balancieren will. Hirn- und Gesichtsschädel wurden abgebrochen. Perforationen im Schädeldach des Tieres könnten zur Befestigung auf dem Kopf und/oder auf einem Gestell gedient haben. Gut vorstellbar ist, dass angeknüpfte Felle den optischen Effekt verstärkten: Die Person wandelte sich zum Mischwesen aus Mensch und Tier.

Um den frühen Menschen näherzukommen, tauchten ein Archäotechniker vom Berliner Museumsdorf Düppel und Studenten der Freien Universität ein in deren Zeit, bauten steinzeitliche Werkzeuge nach und vollzogen an einem gleichartigen Rothirschgeweih nach, was die Hersteller des Originals getan hatten: Mit Feuerstein ritzen sie die Geweihstangen entlang der gewünschten Linie so lange an, bis ein Keil in die Ritze getrieben und Teile des harten Geweihmaterials abgetrennt werden konnten. So spalteten sie etwa 15 Zentimeter lange Stücke ab, nutzbar zum Beispiel als Harpunenspitzen oder Angelhaken.

Sollte also in der Mittleren Steinzeit ein Schamane oder eine Schamanin im Biesdorfer Raum gelebt haben? Gut möglich. Vergleichbare Funde von bearbeiteten Imponier- und Kampf Waffen der Hirsche fanden sich an der Ostküste Englands, am Schweriner und Plauer See oder im brandenburgischen Friesack. Sie entstammen alle derselben Epoche und weisen ähnliche Bearbeitungsspuren und Perforationen auf. Durch diese Löcher gezogene und am Kopf des Trägers befestigte Schnüre können den Kopfaufsatz bei rituellen Handlungen halten oder wenn sich der Jäger beim Anpirschen tarnen wollte. In die Reihe passt auch die „Schamanin von Dürrenberg“, die Menschen vor fast 9000 Jahren nahe Leipzig bestatteten. Zu den reichen Grabbeigaben gehörte ein Rehgeweih.

Die früheste Darstellung eines tanzenden Schamanen mit Hirschgeweih wurde 1914 in der Höhle Trois-Frères in Südfrankreich entdeckt. Man nennt ihn den Zauberer von Ariège oder den gehörnten Gott. Diese Steinzeitmalerei stammt aus der Zeit vor etwa 15 000 Jahren.

Solche Objekte und Darstellungen faszinieren, weil sie von einem prähistorischen Schamanismus erzählen. Wie könnten wir sonst erfahren, dass sich die Jäger und Sammler der Nacheiszeit Vorstellungen von einer anderen als der sichtbaren, von Geistern bewohnten Welt machten, mit denen man sich arrangieren musste und die es zum eigenen Vorteil zu beschwören galt. Jägerkulturen wie jene im Berliner Raum verstanden Tiere als ihre Verwandten. Priester versuchten, oft mit Tierattributen wie Fellen und Geweih bekleidet, Kontakt mit deren Kosmos aufzunehmen. Nomadische Gesellschaften, wie sie heute zum Beispiel noch im Norden Sibiriens oder in der Mongolei zu finden sind, halten seit Jahrtausenden an solchen Riten fest. Aus deren Praxis leiten Forscher Parallelen zu früheren Zeiten ab. In der Regel geht es um Vergebung sowie Abwendung von Strafe und Unheil, wenn ein Jäger die traditionellen Beschwichtigungs- und Binderituale für das Töten eines Tieres missachtet hat. Die benutzten Utensilien weisen verblüffende Ähnlichkeiten auf.

Forscher halten solche Geweihmaskenfunde zudem für zentral, um die sozialen Strukturen am Übergang vom Pleistozän zum nacheiszeitlichen Holozän vor 11 000 bis 12 000 Jahren besser zu verstehen. Es war die Zeit, als die Natur in unserem Raum begann, die uns heute bekannten Charakteristika zu entwickeln.

Entlang des Flüsschens Wuhle, das von der Grundmoränenhochfläche des Barnim sanft in Richtung Berliner Urstromtal bergab fließt, breiteten sich in jener Zeit lichte Tundra und erste Wälder aus, durch die Hirsche, Rehe und Auerochsen streiften. In einer feuchten Niederung hatten sich stellenweise Seen gebildet. Die nomadischen Jäger folgten den Tieren. Ihre Lagerplätze richteten sie dort ein, wo sie günstig Beute erhoffen konnten. Archäologen fanden Spuren von Feuerstellen und ein Steinbeil. Über das terrassenförmig abfallende Gelände gelangten Wildtiere leicht zur Tränke an der Wuhle.

Im Zusammenhang mit Berlin über Steinzeitmenschen zu sprechen, mag seltsam erscheinen, doch selbst im Bezirk Mitte der mit 800 Jahren geradezu teenagerhaft jungen Stadt, fand man Zeichen steinzeitlicher Lagerplätze – Archäologen ergruben zum Beispiel an der Stralauer Straße unter anderem Glockenbecherkeramik und Pfahlbauten aus der Jungsteinzeit.

In Biesdorf treten die Spuren nicht vereinzelt auf, sondern in großer Zahl: Aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, dem Mittelalter und natürlich auch aus der Gegenwart fanden sich hier Besiedlungszeugnisse, mit nur wenigen Unterbrechungen. An keinem anderen Ort Berlins ist eine derartig kontinuierliche Besiedlung sicher belegt. Vergleichbare Funde wie die am Tegeler Fließ bestätigen die Vorliebe unserer Vorfahren für kleine Flüsse.

Die größte wissenschaftliche Grabung, die je im Berliner Raum zwischen 1999 und 2014 auf 22 Hektar in Biesdorf im Bezirk Hellersdorf-Marzahn stattfinden konnte, erbrachte ein einzigartig umfassendes Bild. Diese Geschichte beginnt 9500 Jahre vor unserer Zeit, als sich Flora und Fauna im Zuge von Klimaumschwüngen

wandelten. Die große Tendenz ging Richtung Erwärmung, doch beeinträchtigte eine um 10 730 vor unserer Zeit abrupt eingetretene, etwa tausend Jahre währende Abkühlung die Entwicklung. Der Mensch hatte sich um den Preis des Überlebens diesen Veränderungen zu stellen. Er musste findiger werden. Womöglich half ihm das Kultobjekt Hirschgeweih, Strategien zu entwickeln – die Gemeinschaft stärkende Riten oder bessere praktische Jagdmethoden.

Vom Wandel der Lebensweise zeugen Pollenanalysen der Biesdorfer Funde. Sie belegen, dass frühe Bauern Wald rodeten und kleinteilige Äcker anlegten, auf denen sie Getreide wie Emmer und Einkorn sowie Hülsenfrüchte wie Erbsen anbauten. Siedlungen mit Häusern finden sich in Habichtshorst beginnend mit der Bronzezeit im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Die wichtigsten Kriterien für Siedler stimmten: Der Boden war fruchtbar, und schon in zwei bis drei Metern Tiefe lag sauberes Grundwasser. Bei den Ausgrabungen fand man die erstaunliche Anzahl von mehr als 100 Brunnen verschiedener Bauformen aus der Bronzezeit bis ins Mittelalter. Andererseits bedrohte das Wasser die Dörfer nie. Nichts spricht für Hochwasser an der Wuhle. Die in die römische Kaiserzeit (etwa 600 bis 400 vor unserer Zeit) zu datierende Germanensiedlung lag nur wenige Meter vom Wuhleufer entfernt. Zwischen Lang- und Grubenhäusern fanden sich die Reste eines Backofens, Koch- und Feuerstellen sowie ein auf Stelzen errichteter Speicher. Ein Kastenbrunnen gehörte zum Dorf, ein Kalkbrennofen und, am anderen Wuhleufer, ein Eisenschmelzofen. Knochenfunde zeigen, dass diese Alt-Biesdorfer domestizierte Rinder, Schweine, Hunde, Ziegen, Schafe und Pferde hielten. Von Hühnern keine Spur.

Durch die Zeitalter bildete sich ein regelrechtes Siedlungsband entlang der Wuhle. Alle Siedler werden im Fließ Fische gefangen haben. Dass Wels verspeist wurde, belegen Grätenfunde.

In den Wirren nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches wurde die germanische Siedlung aufgegeben, etwa 300 Jahre lang wohnte niemand an der Wuhle. Um das Jahr 750 ist eine frühslawische Siedlung nachgewiesen.

Und sie blieb bei Weitem nicht die einzige im Großraum: Etwa seit dem 7. Jahrhundert belebten die slawischen Heveller das Havelland. Als bedeutendste Gründung mit Burgwall entstand das heutige Spandau. 1157 geriet der befestigte Ort im Zuge der Deutschen Ostsiedlung in den Besitz Albrechts des Bären, des Gründers der Mark Brandenburg aus dem Hause Askanien. 30 Kilometer östlich, wo die Dahme in die Spree mündet, existierte bereits seit der Bronzezeit Copnic (Inselort) – Köpenick. Mitte des 12. Jahrhunderts unterhielten dort die slawischen Sprewanen ihre Hauptburg und -siedlung.

Die ur- und frühgeschichtliche Nutzung des Wuhletals endete im 8. Jahrhundert. Für das Mittelalter wurde ein Bauernhof nachgewiesen. Und aus der DDR-Zeit fanden die Archäologen eine FDJ-Ehrenspange. Auch sie ein Zeichen aus untergegangener Zeit.

# DIE DÜPPELER KANNE



Geschichten  
aus der  
Berliner Mittel-  
alterküche

**Eine Frau geht zum Brunnen**, um Wasser zu schöpfen. Ihre Kanne hält sie am seitlich angebrachten Henkel. Am kugelrunden Boden hat ein gewitzter Töpfer drei winzige, kaum sichtbare Füßchen angebracht. Sie kann das Gefäß also auch abstellen, ohne dass es umfällt. Der Henkel ist durch runde Eindrücke und der Hals der Kanne durch Riefen verziert. Ob die Frau wohl am Brunnen Nachbarinnen traf, plauderte, unaufmerksam wurde, ihr die Kanne aus den Händen glitt? Oder stellte sie das Gefäß auf der Holzeinfassung des kastenförmig aus Bohlen errichteten Brunnens ab, ließ einen Eimer am Seil in die Tiefe und stieß die Kanne dabei aus Versehen hinab?

So könnte es gewesen sein. Ob sich die kleine, für ein mittelalterliches Dorf typische Alltagsszene so abgespielt hat, lässt sich natürlich nicht beweisen. Allerdings lagen die Scherben des zerbrochenen Gefäßes ganz real in einem der sechs Brunnen, die bei Ausgrabungen in den Jahren nach 1967 am Krummen Fenn im heutigen Museumsdorf Düppel gefunden wurden. Archäologen haben die Keramikbruchstücke zusammengepuzzelt, und so steht sie heute vor uns, die Düppeler Kanne. Einfacher Hausrat, typische Irdenware, wie sie an vielen Orten in der Mark Brandenburg häufig zum Einsatz kam.

Ihre Kugelform unterscheidet sie deutlich von den Standbodengefäßen mit plattem Boden, wie sie die im Berliner Raum seit dem 6. Jahrhundert ansässigen slawischen Gruppen nutzten. Der Kugel- oder Bombentopf ist ein jüngerer Technologieimport. Er kam mit den deutschen und niederländischen Siedlern, die nach der Eroberung von Germania Slavica durch Albrecht den Bären und der Gründung der Mark Brandenburg durch den askanischen Fürsten am 11. Juni 1157 zuzogen.

Aus der Zeit um 1170 stammen in Düppel die ersten Besiedlungsspuren. Gefunden wurden Reste einer Palisade, die von einer Raststation für Reisende kündigen – gelegen genau auf der Hälfte der Strecke zwischen Saarmund und Spandau, jeweils eine Tagesreise im Ochsengespann von den beiden Orten entfernt. Über die folgenden Jahrzehnte wuchs die gesicherte Stätte zu einem kleinen, hufeisenförmig um einen weiten Platz liegenden Dorf, das um 1230 etwa acht Höfe zählte. Funde wie die Düppeler Kanne sprechen dafür, dass hier in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts seit langer Zeit ansässige heimische Slawen und deutsche Neusiedler offenbar friedlich beieinander wohnten, Kulturtechniken voneinander übernahmen und nach einigen Generationen miteinander verschmolzen.

Die bauchigen Gefäße mit dem runden Boden waren in den Herkunftsgebieten der Zuwanderer weit verbreitet und boten zwei entscheidende Vorteile: Sie standen auf der offenen Feuerstelle sicherer in Glut oder Asche und sie ermöglichten eine gleichmäßigere Erwärmung der Speisen als der Standbodentopf. Der brauchte über dem offenem Holzfeuer ein extra Gestell oder musste aufgehängt werden. Der Kugeltopf überzeugte. Die neue Keramikform verdrängte die ältere. Das blieb über Jahrhunderte so.

Selbst im bürgerlichen Knoblauchhaus im Nikolaiviertel, in dem ab 1761 die Familie des gut situierten Kaufmanns Johann Christian Knoblauch und seine Nachfahren lebten, kochte man zwar auf einem hochgemauerten Herd, aber doch auf offenem Feuer. Wohlhabende Haushalte konnten sich teure Metallkessel leisten, die anderen blieben lange beim Tongeschirr, das aus heimischem Ton im Umland überall preiswert hergestellt wurde.

Mitte des 18. Jahrhunderts baute man erste Herde mit Einsatzringen für das Kochgeschirr in der Herdplatte. Ab dem Ende des 18. Jahrhunderts verbesserten Kochherde mit vollständig geschlossenem Feuerraum sowie eisernen oder kupfernen Herdplatten Komfort, Brennstoffverbrauch und Sicherheit deutlich. Die offenen Feuer, vor allem der Funkenflug, hatten immer wieder verheerende Brände ausgelöst.

Zur gleichen Zeit wie das Dörfchen Düppel wuchsen knapp 15 Kilometer entfernt an der Spree einander gegenüberliegend die beiden Siedlungen Cölln und Berlin zu überregional bedeutsamen Handelsplätzen heran. Die frühesten Spuren sprechen für eine Gründungszeit um 1180. Allerdings lassen sich aus diesen Spuren nicht so klare Vorstellungen vom Aussehen der Siedlungen ableiten wie in Düppel. Dort konnten zwei Haustypen nachgewiesen werden: Ständerbauten, deren eingegrabene Pfosten runde Erdverfärbungen hinterließen, und Blockhäuser, lokalisierbar durch den Fußboden aus gestampftem Lehm. Dazu kommen Teeröfen, Brunnen und so fort. Als deutschlandweit einzigartiges Projekt bauten ab 1975 engagierte Bürger an Ort und Stelle große Teile des mittelalterlichen Dorfes Düppel nach Stand der Forschung wieder auf und erweitern durch Ausprobieren und experimentelle Archäologie im weitesten Sinne das Wissen. Sie spinnen, weben, gärtnern, töpfeln, probieren Lehm- und Dachdeckmethoden aus. Die heutigen Düppeler Häuser sind Nachbauten der Gebäude, die hier im Mittelalter tatsächlich gestanden haben. Nirgendwo lässt sich besser erahnen, wie die Menschen in der Gründungszeit Berlins lebten.

Über das Kochexperiment berichtete die Gruppe „Living History“. Auf einer offenen Feuerstelle galt es, bäuerliche Speisen wie Hirsebrei und Gemüsesuppe zu kochen. Zunächst war die Glut mit dem Eisenhaken so zu ordnen, dass die Töpfe gut darin standen. Hirse, Hülsenfrüchte und Getreidebrei quollen gut in einer nicht gar zu heißen Randzone. Der Topf mit dem Fleisch und der Knochenbrühe war im mittleren Bereich ideal platziert. So weit, so einfach, doch die Mühsal lauerte überall: Ständig stieg beißender Rauch auf, man arbeitete im Dustern, kniend, hockend oder sitzend. Die Töpfe vertrugen keine großen Temperaturunterschiede und zerbrachen, wenn Kaltes eingegossen wurde. Immer wieder brannten Speisen an oder kochten über, wenn die Töpfe zu voll waren oder zu wenig umgerührt wurde.

Was die frühen Stadtmenschen anrichteten, überliefert die Forschung recht genau. Die Zeiten waren nicht schlecht. Um 1330 erlebte Mitteleuropa eine kleine Warmzeit, die Ernten fielen gut aus; Berlin und Cölln waren auf 2500 Einwohner

gewachsen, der Handel blühte. Die Fachwerkhäuser standen proper da, und man schickte sich an, dem Hansebund beizutreten. Arme Leute lebten überwiegend von grobem Getreidebrei – Roggen, Hirse oder Hafer aus eigener Produktion, selten mit Beilage. Alles recht fade, kaum gewürzt. Der Zahnabrieb war hoch.

Die wohlhabenden Bürger genossen die guten Zeiten derart exzessiv, dass der Magistrat Anlass sah, gegen die Völlerei vorzugehen. 1335 dekretierte er, dass es bei Hochzeiten nicht mehr als fünf Gänge und höchstens 40 Schüsseln geben dürfe. Wobei ein „Gang“ nicht ein Gericht bedeutete, sondern eben einen Gang des Personals zur Küche, durch den meist zwei, manchmal bis zu zehn verschiedene Gerichte gleichzeitig aufgetragen wurden. So entspricht ein mittelalterlicher Gang heute einem ganzen Menü ohne Dessert.

Untersuchungen an mittelalterlichen Skeletten zeigen, dass die Städter dank Regional- und Fernhandel vielfältigere Nahrung, vor allem mehr Fleisch und damit mehr Protein, verzehrten. Auch wer innerhalb der Stadtmauern wohnte, konnte seine Versorgung aufbessern. Als Paris schon dicht bebaut war, dehnten sich hierzulande um die Stadt Äcker und Beete, hüteten Hirten Tiere.

Der Fleischverbrauch stieg im Spätmittelalter auf die enorme Menge von 100 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Mit dem Dreißigjährigen Krieg kam der Einbruch; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sank der Wert auf etwa 20 Kilogramm pro Kopf; im 19. Jahrhundert erreichte er bei 14 Kilogramm den historischen Tiefpunkt. Fleisch war bis in das 16. Jahrhundert das bedeutendste Nahrungsmittel, zumal es konservierbar war für den Winter. Zum einen ließen sich die Tiere – Schweine, Schafe, Ziegen, Rinder, Hühner – lebend halten, solange das Futter reichte. Zum anderen ließ sich Fleisch pökeln, dörren oder räuchern. Das hielt bis Ostern. Nichts blieb ungenutzt: Das niedere Volk hatte sich meist mit Innereien und Kleinteilen wie Füßen, Maul und Kehle zu begnügen – und zwar in gekochter Form. Braten gönnten sich eher die Wohlhabenden. Das einfach zu haltende Schwein lieferte die Hauptmenge.

Jagd und Fischerei blieben weitgehend Adel und Klerus vorbehalten. Froschschenkel, Schildkröten, Eichhörnchen und Schnecken landeten aber durchaus auch in den Schüsseln der kleinen Leute. Kein Vogel blieb verschont. Adler wie Zaunkönig wanderten in den Kochtopf, selbst der Spatz. „Besonders im Spätherbst, da ist er am fettesten“, berichtete ein Zeitzeuge. Es sei ein törichter Aberglaube, dass Sperlingsgehirn, häufig genossen, dumm mache: „Der Kopf schmeckt sehr gut und bekommt auch sehr gut.“

Bier und Biersuppe mit wenig Alkohol nahm man weit häufiger zu sich als gegenwärtig; beides galt auch als Kindernahrung. Das weithin verseuchte Wasser machte krank. Wein, Bier und Molke schonten die Därme. Von Keimen wusste man nichts, spürte nur die Folgen im Magen-Darm-Trakt. Cholera und Typhus plagten die Leute. Vitaminmangel und Unwissenheit machten sie vor allem im Winter krank. Die Kindersterblichkeit erreichte 45 Prozent.

# DAS GRÜNDUNGS- DOKUMENT

Im Jahr 1237 wurde ein Streit urkundlich  
beigelegt. Die Niederschrift begründet die Feier  
des Stadtjubiläums

**Mit keinem Wort taucht Berlin auf** in jener Urkunde vom 28. Oktober 1237, die zum Gründungsdokument der Stadt erhoben wurde. Immerhin tritt eine Person aus Berlins Schwesterstadt als Zeuge eines maßgeblichen Rechtsaktes auf: Pfarrer Symeon zu Cölln. Hatte Cölln einen Pfarrer, gab es dort auch eine Kirche, also eine Gemeinde, also eine Stadt. Für Berlin darf man gleiches annehmen. An diese Schlüsse muss man sich halten, wenn keine deutlichere Geburtsurkunde aufzutreiben ist. Sicherlich hat es einmal eine gegeben, womöglich gewährten darin die brandenburgischen Landesherren dem aufstrebenden Marktplatz am Spreeübergang Privilegien zur Förderung von Handel und Wohlstand. Schließlich strebten die Markgrafen aus dem Hause Askanien zu jener Zeit danach, ihre Ansprüche auf Barnim und Teltow gegen die rivalisierenden Wettiner durchzusetzen, zu festigen und langfristig die Siedlungsgebiete wie den Zugang zur Oder (und damit zur Ostsee) zu sichern. Wahrscheinlich ist auch diese Urkunde mit vielen anderen aus der Frühzeit Berlins bei einem der Stadtbrände vernichtet worden, die 1348, 1376, 1380, 1484 und 1581 die dicht stehenden Fachwerkhäuser mit Reet- oder Holzschindeldächern in Schutt und Asche legten.

Unsere Urkunde überlebte in Brandenburg an der Havel, die seinerzeit weit-  
aus bedeutendere Stadt. Dort bewahrt sie bis heute das Domstiftsarchiv auf. Ein  
Faksimile gehört zur Grundausrüstung des Berliner Stadtmuseums. In winziger  
Schrift ist in dem respektheischenden, achtfach besiegelten Dokument Folgendes  
niedergelegt: „Johann und Otto, Markgrafen zu Brandenburg, haben sowohl